Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 43

Artikel: Das Ludendorff-Buch

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-35344

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allgemeine
Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 43 Basel, 1. November **1919**

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die einspaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

Inhalt: **Das Ludendorff-Buch.** (Fortsetzung.) — **Die gegenwärtige und die künftige Wehrmacht Oesterreichs.** — **Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815.** (Fortsetzung.)

Das Ludendorff-Buch.

II.

Schon während des Krieges ist zu verschiedenen Malen auf die militärische Unzulänglichkeit einzelner Glieder der Zentralmächtekoalition hingewiesen worden. Geschah das in der neutralen Presse, so war man sicher, bald da oder dort den Versuch irgend eines Dementis zu lesen, in dem mit mehr oder weniger geschwollenen Worten die Nichtigkeit solcher Behauptungen dargetan werden wollte. Aber schon im dritten Kriegsjahre lautete die Sache anders und in den bisher erschienenen Kriegserinnerungen nimmt die Einschätzung der Bundesgenossen meist einen breiten Raum ein und liefert damit wertvolle Beiträge zur Beurteilung der verschiedenen Kriegslagen. Das ist auch in den Erinnerungen Ludendorffs der Fall und weil das Urteil hier von einer der kompetentesten Persönlichkeiten herrührt, so besitzt es auch einen ganz besonderen Wert. Dazu kommt, daß es sich in vielen Beziehungen mit den bereits bekannt gewordenen Beurteilungen, so namentlich der des Kriegsministers v. Stein deckt.

Am meisten Enttäuschungen hat wohl Oesterreich-Ungarn bereitet. Jedenfalls ist man sich in kompetenten Beurteilungskreisen schon lange darüber klar gewesen, daß hier von einem Durchhalten nur dann die Rede sein könne, wenn Deutschland dauernd in den Riß zu treten vermöge. Kurz nach der Schlacht von Tannenberg kommt Ludendorff zu nachstehender, keineswegs erfreulichen Beurteilung: „In Galizien war die Lage schon jetzt ungünstig geworden. Die Masse des russischen Heeres hatte sich gegen die österreichisch-ungarischen Armeen geworfen und sie Ende August östlich Lemberg geschlagen. Die k. u. k. Armee war zu Kriegsbeginn kein vollwertiges Kampfinstrument. Hätten wir wirklich Angriffsgedanken vor dem Kriege gehabt, so hätten wir darauf dringen müssen, daß Oesterreich-Ungarn seine Wehrmacht verbesserte. Auch sein Eisenbahnnetz, das vollständig unzureichend war, wäre auszubauen gewesen. Es bleibt aber trotzdem ein schwerer Fehler, daß wir das unterlassen haben. Der Dreibund war nur ein politisches Bündnis. Dasjenige zwischen Frankreich und Rußland trug einen ausgesprochenen militärischen Charakter. Hieraus ergab sich ein großer Vorsprung unserer Feinde. Auch unsere Abmachungen mit Oesterreich-Ungarn für einen gemeinsamen Krieg waren nur dürftige. General Graf v. Schlieffen fürchtete einen Vertrauensbruch, wie ein solcher auch tatsächlich vorgekommen war. Ein gemeinsamer Operationsplan hat nur in sehr rohen Formen bestanden. Der Aufmarsch des österreichisch-ungarischen Heeres jenseits des San war nur gerechtfertigt, wenn es sich allein dem russischen Heere überlegen fühlte, wie es von vielen österreichisch-ungarischen Offizieren auch angenommen wurde, oder wenn wir gleichzeitig mit starken Kräften über den Narew gehen konnten. Hierzu waren wir nicht in der Lage, da die letzte Heeresvorlage die vom Generalstabe erhofften drei Armeekorps nicht gebracht hatte. Jetzt war außerdem der Ausfall Italiens an der Westfront zu decken.“

Es ist gegeben dieser Beurteilung auch gleich diejenige über das Verhalten Italiens beizufügen. Man begreift dann umso besser, warum man sich deutscherseits so viele Mühe gegeben hat, den Kriegseintritt dieses Staates auf der Ententeseite zu verhindern, und zu diesem Zwecke Oesterreich sogar zu einer namhaften Gebietsabtretung überredet hat. Sie bestätigt Wort für Wort, was schon von Stein und anderen behauptet worden ist und lautet: „Nach unseren älteren militärischen Abmachungen mit Italien sollten drei italienische Armeekorps mit zwei Kavalleriedivisionen im Elsaß aufmarschieren, während die Masse des Heeres, abzüglich des Küstenschutzes, an der französischen Grenze Oberitaliens versammelt wurde. Die Flotte sollte gleichzeitig dahin trachten, die Verbindung Frankreichs mit seinem Kolonialreich in Nordafrika zu unterbrechen. Eine Zeitlang wurde mit diesen Verabredungen gerechnet. Dann fielen sie weg. Auf ausdrücklichen Wunsch des Chefs des italienischen Generalstabes, Generals Pollio, wurden die Maßnahmen wieder bearbeitet. Im Sommer 1914, kurze Zeit vor dem Kriege, starb General Pollio. Frankreich brauchte nicht einen Mann an seiner Südostgrenze stehen zu lassen. Es konnte alles gegen uns einsetzen, da es genau wußte, daß Italien nicht auf unserer Seite in den Krieg treten würde. Unser früherer Verbündeter hat uns dadurch ganz ungemein geschadet. Der Ernst seiner Lage England gegenüber war nicht zu verkennen. Die Gegnerschaft gegen Oesterreich-Ungarn bestand. Diese Verhältnisse waren alt und hatten Italien doch

nicht gehindert, mit Oesterreich-Ungarn und uns das Bündnis zu schließen. Es hatte viele Vorteile von ihm gehabt. Wir durften zum mindesten erwarten, daß Italien sich uns verpflichtet fühlte. Ein gesunder nationaler Egoismus ist verständlich, er hat in jedem Volke zu leben. Es gibt aber ethische Gesetze, die nicht verletzt werden dürfen. Dies hat Italien getan. Es muß sich gefallen lassen, daß wir sein Verhalten während der vier Kriegsjahre abfällig beurteilen."

Diese Beurteilung Italiens erscheint deshalb sehr bemerkenswert, weil sie deutscherseits eine der wenigen ist, die anerkennt, daß für Italien politische, militärische aber namentlich psychologische Motive die Menge bestanden haben, um nicht im Dreibund mitzumachen. Sie verdient aber auch deshalb festgehalten zu werden, weil sie unumwunden die militärischen Nachteile eingesteht, die für Deutschland aus dem Verhalten Italiens entstanden sind. Sie hat aber noch eine andere Seite, die ganz besonders uns angeht und auch einiger Betrachtung wert erscheint. Offenbar barg die Kombination Italiens mit Deutschland-Oesterreich und ihren operativen Bestimmungen einer Verwendung italienischer Truppen im Elsaß und an der französisch-italienischen Grenze für uns unter Umständen eine stärkere Neutralitätsgefahr, als dies bei der tatsächlich eingetretenen Koalitionsgruppierung mit Italien auf der Ententeseite und der Verwendung der italienischen Streitkräfte ausschließlich gegen Oesterreich-Ungarn der Fall gewesen ist. Wenn auch der Transport der im Elsaß zu verwendenden italienischen Truppenkontingente ausdrücklich über die tirolischen Linien vorgesehen war, so konnte doch während des weiteren Kriegsverlaufes für irgendwelche Heeresnachschübe sich der Gebrauch einer kürzeren Transportlinie so stark geltend machen, daß man sich durch neutrale Hemmungen nicht mehr für gebunden erachtete. Diese kürzeren Transportlinien konnten keine anderen sein als die Gotthard- und die Simplonlinie. Bei der anderen Koalitionskombination konnte eine solche Neutralitätsbedrohungsmöglichkeit sich erst dann präsentieren, wenn die italienischen Linien hinter den Po und den Tessin zurückgedrängt waren. Jedenfalls war die Situation für uns viel abgeklärter, als sich schon bei Kriegsausbruch die politische Konstellation ergab, daß Italien nicht mit den Zentralmächten marschieren werde. Es war dann schon höchst wahrscheinlich, daß es sich gegen Oesterreich-Ungarn wenden werde, denn das Bundesgenossenverhältnis hatte ja beide Staaten nicht davon abgehalten sich gegen einander fortifikatorisch fieberhaft zu rüsten.

Je länger der Krieg dauert, umso düsterer wird die Bewertung der österreichisch-ungarischen Wehrmacht. Dabei wird allerdings eingeräumt, daß die besonderen Verhältnisse dieses Staates manches Hindernis in den Weg gelegt haben. So anerkennt Ludendorff namentlich die Komplikationen, die durch die Vielsprachigkeit des Heeres entstehen mußten. „Sie wurden noch dadurch erhöht, daß die Nationalitäten in den Regimentern sehr stark vermischt wurden, um sie zuverlässiger zu machen. Tschechische und rumänische Regimenter waren zum Feinde übergegangen. Diese Volksstämme wurden nun auf viele Regimenter verteilt. Die Maßnahme hat nicht geholfen. Sie hat den inneren Wert der tapferen ungarischen und der besonders tüchtigen deutschen Regimenter sehr wesentlich herabgesetzt. Sie hat zudem die sprachlichen Schwierigkeiten ganz außerordentlich erhöht." Nach Ludendorff war es für Deutschland ein Verhängnis, daß es sich mit absterbenden Staaten wie Oesterreich-Ungarn und der Türkei verbünden mußte. Man unterließ es aber auch, den absterbenden Verbündeten wenigstens vorübergehend neue Lebenskraft zu geben. „Ich habe die Verhältnisse Oesterreich-Ungarns erst im Laufe des Krieges kennen gelernt, vorher hatte ich dazu keine Gelegenheit. Einen solchen Tiefstand zu sehen überraschte mich. Unsere verantwortlichen Stellen hatten wohl erkannt, daß die Doppelmonarchie zum kranken Mann in Europa geworden war, nur haben sie nicht die richtigen Folgerungen daraus gezogen. Wir hätten ihr Treue halten und sie führen sollen, statt uns ihr zu verschreiben und ihrer überlegenen aber einseitigen Politik zu folgen."

Schon viel ist über das Verhältnis und die persönlichen und dienstlichen Beziehungen zum Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes, Conrad v. Hötzendorf, gesprochen worden. Es soll namentlich zu dem späteren Chef des deutschen Generalstabes, General v. Falkenhayn, nicht das beste gewesen sein. Anders scheinen sich diese Beziehungen zu Ludendorff gestaltet zu haben, wie aus folgender Beurteilung hervorgeht: „Der geistige Leiter der Operationen der k. u. k. Armee war General v. Conrad, ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General. Er war ein Feldherr mit seltenem Gedankenreichtum und gab der k. u. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein ewiges Verdienst bleiben. Die k. u. k. Armee war aber nicht kraftvoll genug seine kühnen Entwürfe in jedem einzelnen Fall auszuführen. Für die Armee war im Frieden zu wenig geschehen. Sie wurde ausgesprochen vernachlässigt und hatte in ihrer Heimat nicht das Ansehen, das zu Taten verpflichtet wie unsere Armee in Deutschland. Die Blüte des Frontoffizierkorps, das über dem völkischen Zwist die Armee zusammengehalten hatte, war bereits gefallen; was in der späteren Folge noch da war, ließ an vielen Stellen sehr zu wünschen übrig und bildete nicht mehr den Kitt der Armee. Auch der gute, tapfere Soldatenstamm war auf den Schlachtfeldern geblieben. Die k. u. k. Armee war ganz anders erzogen als die deutsche. General v. Conrad hatte unsere Friedensausbildung bisher nicht hoch bewertet. Jetzt bekannte er sich mir gegenüber offen zu ihren Grundsätzen. Namentlich, meinte er, könne nicht genug Wert auf alles gelegt werden, was die Mannszucht festige. Der k. u. k. Generalstab trieb zu viel Theorie und war dem Truppendienst fremd. Es wurde zu viel von obenher befohlen und jede Freude am selbständigen Handeln erdrückt."

Nicht viel anders steht es mit der Bewertung der Bundesgenossenschaft von Bulgarien und der Türkei. Auch diese deckt sich vollständig mit der, die schon von General v. Stein aufgestellt worden ist. Von deutscher Seite mußte beständig ausgeholfen werden. Wie Ludendorff im allgemeinen über diese Bundesgenossenschaften dachte, geht wohl am besten aus seiner Beurteilung der Lage hervor, wie sie sich im Herbst 1916 gestaltet hatte. „Oesterreich-Ungarn zehrte weiter an deutschem Blut und zugleich an deutscher Kriegswirtschaft. Es verlangte besonders Kohle und Eisenbahnbetriebs-

mittel. Bei Bulgarien und der Türkei lagen die Verhältnisse ähnlich, wenn auch in der Beanspruchung von Truppen nicht so hervortretend — dafür mehr in Bezug auf Geld und Kriegsgerät, auch Verkehrsmittel. Ueberall mußte der Deutsche aushelfen, wir taten es; in vielen Fällen ohne die nötige Gegenleistung zu erhalten. Wir wurden gewiß mittelbar durch unsere Verbündeten entlastet. Ohne sie war der Krieg gar nicht zu denken. Sie taten auch ihr gewaltiges Teil, sahen es aber als ihr gutes Recht an, immer wieder mit neuen Forderungen an uns heranzutreten, obschon ihre Leistungen nicht an die unsrigen heranreichten. Je länger der Krieg dauerte, desto empfindlicher mußte diese Inanspruchnahme Deutschlands durch unsere Verbündeten für den Vierbund werden. Die ganze ungeheure Last dieses Krieges lag auf unseren Schultern."

Als der Vormarsch britischer Streitkräfte von Aegypten aus gegen Jerusalem und Syrien immer mehr eine bedrohliche Gestalt annahm, Bagdad in britischen Besitz geriet und es offensichtlich wurde, daß die Türkei aus eigenen Mitteln der Gefahr nicht gerecht zu werden vermochte, ist vielfach von der Absendung deutscher Truppen nach dem Orient gesprochen worden. In der Tat ist nach Ludendorff im März 1917 Enver Pascha mit der Bitte an die oberste deutsche Heeresleitung herangetreten, ihm ein deutsches Heeresgruppenkommando mit einem deutschen Hilfskorps zur Verfügung zu stellen. Die oberste Heeresleitung ist dann auch, wenn nicht gerade freudig, auf die Bitte Envers eingegangen und General v. Falkenhayn erhielt auf dessen Wunsch das Heeresgruppenkommando. Dieses freilich gar nicht starke Asienkorps sollte ursprünglich zur Wiedereinnahme von Bagdad verwendet werden. Da aber die Etappenverhältnisse in dieser Richtung keine zweckentsprechende Regelung erfahren konnten und anderseits die Lage an der Palästinafront sich immer peinlicher gestaltete, so wurde es im Herbst 1917 an dieser Front eingesetzt. Doch hat es hier weder den Fall Jerusalems noch den endlichen Zusammenbruch der türkischen Armee zu verhindern vermocht. Allerdings sind ihm auch angesichts der Westlage auf Betreiben Ludendorffs keine Ergänzungen mehr zugekommen, obgleich der Kaiser den Wunsch geäußert hatte, das Asienkorps zu verstärken, um Jerusalem wieder nehmen zu können.

Ueber den Zusammenbruch Bulgariens nach dem Durchbruch seiner Front zwischen Czerna und Wardar wird gesagt: „Die oberste Heeresleitung wußte, daß die bulgarische Armee krank war, doch schien die Hoffnung begründet, daß sie den von uns erwarteten Angriff aushalten würde, wie das auch da eintrat, wo der Wille zum Kampf noch vorhanden war. Wir rechneten nach wie vor, ebenso wie die deutschen Führer in Bulgarien, wohl mit örtlichen Mißerfolgen, aber nicht mit der vollständigen Auflösung des bulgarischen Heeres. Die Gerüchte, die in Sofia umgegangen waren, die bulgarische Armee würde nur noch bis zum 15. September kämpfen, hatten eine überaus traurige Bestätigung gefunden. Die oberste Heeresleitung konnte nicht jedem Hilferuf folgen. Sie mußte verlangen, daß auch Bulgarien etwas tat, sonst war uns nicht mehr zu helfen. Ob wir in Mazedonien oder im Westen geschlagen wurden, das war gleich. Wir hatten nicht die Kräfte, uns im Westen auch nur zu halten und auf dem Balkan an Stelle der bulgarischen Front eine deutsche zu bilden. Dies hätte geschehen müssen, wenn wir uns dort auf die Dauer behaupten wollten."

Diese Sätze beweisen zur genüge, wie sehr für die Zentralmächtekoalition im Herbst 1918 die Situation auf des Messers Schneide gestellt war. Sie beweisen aber auch, wie sehr der Führer der alliierten Orientarmee mit seiner Offensivoperation den entscheidenden Punkt getroffen, als er sich zum Angriffe auf die bulgarische Front entschlossen hatte. Sie legen zudem klar, wie sehr diejenigen im Irrtum waren, die da meinten, den Vorgängen an der mazedonischen Front und an den asiatischen Fronten nur eine nebensächliche Bedeutung beimessen zu müssen. Je mehr ein langer Krieg seinem Ende zutreibt, je größer die Anstrengungen der verschiedenen Kriegsparteien geworden sind, je zersetzender diese gewirkt haben, umso mehr wächst auch die Bedeutung der Nebenfronten, und zwar ganz besonders in einem Koalitionskriege. Ein unreparierbarer Zusammenbruch an einer Nebenfront wird dann immer die Hauptfront in bestimmende Mitleidenschaft ziehen.

Es ist eine kriegsgeschichtlich längst erwiesene Tatsache, daß bei langer Kriegsdauer die Heeresqualität immer mehr in Rückgang kommt. Dabei macht sich dieser Rückgang umso mehr bemerkbar, je besser ursprünglich die Qualität des Heeres gewesen ist. Diese Erfahrung hat noch jeder Feldherr machen müssen. Sie ist Alexander dem Großen so wenig erspart geblieben wie Gustav Adolf, Friedrich und Napoleon. Daß es auch im Weltkriege nicht anders gewesen ist, und daß das einzige Korrektiv in einer konsequenten Festigung der Mannszucht besteht, wird durch folgende Ausführungen belegt.

„Für alle Waffen bildeten die Erhaltung und Festigung der Mannszucht die erste Grundlage; ohne sie kann eine Armee nicht bestehen. Sie mußte auch jetzt das Gegengewicht bilden gegen viele unvermeidliche Erscheinungen im Leben der Truppen. Im Felde wurden die Unterkunftsverhältnisse durch das viele Herumwerfen der Verbände und den dauernden Wechsel immer ungünstiger. Die Gefahr der Selbsthilfe war gesteigert. Das Gefühl für „Mein" und „Dein" ging vielfach verloren. Bekleidung und Ausrüstung waren schlechter geworden, die Instandhaltung wurde dadurch erschwert. Viele Gründe, nicht zuletzt der Mangel an Licht in den Unterständen, führten zu einer Vernachlässigung des Aeußeren. Der Soldat ließ sich gehen. Das Kriegsleben mußte auf den Menschen einwirken. Starke Charaktere wurden gekräftigt, die aber wurden selten; die Moral der breiten Masse mußte Schaden leiden, und zwar um so mehr, je länger der Krieg dauerte. Kein denkender Soldat konnte das übersehen. Das war in allen Kriegen so gewesen. Um so größer wurde das Bedürfnis nach geistiger Kräftigung aus der Heimat, die selbst stark sein mußte, nach Festigung des Pflichtgefühls, nach Mannszucht. Aeußerlich bildete die Art, wie der Soldat sich an öffentlichen Orten bewegte, Ehrenbezeugungen erwies, einen sicheren Prüfstein für den Wert der Truppe. Es war nicht alles gut, was man da zu sehen bekam."

Ganz besonders fiel ins Gewicht, worauf auch schon von anderer Seite hingewiesen worden ist, der Mangel an richtig durchgebildeten Kompagnie-

führern. „Im Frieden brauchte der Offizier 12 bis 15 Jahre bis zum Kompagniechef. Dann war ihm das, was ihn befähigte, seinen Beruf auszufüllen, seine dienstlichen Kenntnisse, die Menschenbehandlung, die Fürsorge für seine Untergebenen, in Fleisch und Blut übergegangen. Jetzt mußten junge Männer nach ein bis zwei Jahren Dienstzeit Kompagnien führen. Manche haben es gekonnt, bei anderen hat es an vielem gefehlt. Auch dies Können ist eine Gabe, ein Ergebnis der Erziehung und des menschlichen Taktes. Eifer und Tapferkeit können es nicht immer ersetzen. In der Heimat und an der Front wurde an der Durchbildung der Kompagnieführer gearbeitet, aber die aus der Truppe herauskommende Klage, über den unerfahrenen Kompagnieführer hatte eine tiefinnere Berechtigung. Wir standen einer sehr ernsten Erscheinung gegenüber. Es war die Gefahr, daß das vorbildliche Verhältnis zwischen Offizier und Mann verloren ging."

Diese Aeußerungen sind auch für uns beherzigenswert, zumal in einer Zeit, da man blindlings alles Heil auf die Verjüngung in der Führung abstellen will. Sicherlich verlangt keine militärische Stelle mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntnis als die des Kompagnieführers. Um diese beiden Eigenschaften aber zu besitzen, bedarf es eines gewissen Lebensalters. Darum ist mit dem besten Willen nicht herumzukommen. Schon die persönliche Kenntnis, der untergebenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erfordert eine bestimmte Zeit, will man nicht schon von Anfang an in Vorurteilen stecken bleiben. Das gilt aber nicht nur für den Frontdienst allein, sondern auch für den Durchgangsdienst des Generalstabes und zwar bei jeder Truppengattung. Gute Kompagnie-, Schwadrons- und Batterieführer haben aber gerade für ein Milizheer ihre ganz besondere Bedeutung, weil der Stellen zu viele sind, um sie mit Berufsoffizieren besetzen zu können. Anderseits kann man der wirtschaftlichen Verhältnisse halber die eigentliche Ausbildungszeit nicht derart strecken, daß sie als Ersatz für eine längere Verbleibszeit in diesen Chargen gelten dürfte. Eine künftige Heeresorganisation und Ausgestaltung der Führerbeschaffung muß daher noch mehr, als es bis anhin geschehen ist, mit diesen Faktoren rechnen. Sie wird damit gleichzeitg der Demokratisierung der Armee den besten Vorschub leisten. (Fortsetzung folgt.)

Die gegenwärtige und die künftige Wehrmacht Oesterreichs.

In den Novembertagen des Umsturzes wurde in der Republik Deutschösterreich eine bewaffnete Macht geschaffen, die unter dem Namen *„Volkswehr"* zunächst aus Soldaten der Hinterlandsarmee organisiert, die Aufgabe hatte, die neue Freiheit gegen reaktionäre Gegenstöße zu schützen und die Ruhe und Sicherheit gegen die von den Kriegsschauplätzen in regellosem Rücktransport anrollenden Massen der Frontsoldaten zu verbürgen. Die schweren Ausschreitungen der magyarischen und tschechischen Soldateska in Südtirol und Kärnten und die Selbstbefreiung der russischen Kriegsgefangenen, die aus ihren Lagern strömten, als die Bewachungsabteilungen eigenmächtig ihre Posten verlassen hatten, ließen in diesen Tagen der Aufregung und der wilden Gerüchte das Schlimmste befürchten. Das Pflichtgefühl und die stramme Disziplin der deutschen Kontingente der Frontarmee schufen jedoch in den Grenzländern der Kriegsschauplätze alsbald Ordnung; die deutschen Truppen der österreichisch-ungarischen Armee rückten, nachdem sie aus eigener Kraft die Durchzugsgebiete von den marodierenden Soldatenhaufen gesäubert hatten, in geschlossenen Verbänden in ihre Heimatsbezirke ab, so daß die im Hinterlande formierten Volkswehrabteilungen nur in einigen wenigen Fällen veranlaßt wurden, einzuschreiten. In Wien bildete sich neben der Volkswehr die sogenannte *„Rote Garde"*, die unter der Führung einiger Mitglieder des radikalen Flügels der Sozialdemokratie stand und der sich eine Anzahl junger Schriftsteller, die vordem dem Kriegspressequartier angehört hatten, attachierten. Die „Rote Garde" rekrutierte sich, nach einer Aussage ihres Kommandanten vor Gericht, zu einem erheblichen Teile aus lichtscheuen Elementen, mehrfach abgestraften Verbrechern und Deserteuren, die diesen kommunistischen, militärisch organisierten Verband formiert hatten in der Hoffnung, ihrem dunklen Gewerbe mit größerer Unbekümmertheit nachgehen zu können. Aber auch in der Volkswehr, zu der sich zahlreiche durch Stillegung der Fabriken brotlos gewordene Arbeiter der Kriegsindustrien meldeten, war der Prozentsatz der moralisch nicht Einwandfreien ein nicht geringer, die Kriminalität erschreckend hoch.

Die Volkswehr entwickelte sich im Laufe der folgenden Monate nach wiederholten öffentlichen Feststellungen zu einer reinen Garde der herrschenden sozialdemokratischen Partei, was besonders während der Wahlen zur Nationalversammlung, wo sie Agitationsumzüge mit Musik, bewaffnete Demonstrationen und Störungen von Versammlungen der anderen Parteien veranstaltete, zu Tage trat.

Die „Rote Garde", inzwischen zum Volkswehrbataillon Nr. 41 umgewandelt, das seinen Standort in Wien hatte, wurde das militärische Werkzeug der kommunistischen Partei Deutschösterreichs; sie baute ihre Kaserne zu einer kleinen Festung aus, beherbergte in ihr die aus Berlin, München und anderen deutschen Städten geflüchteten Spartakisten und war Absteigequartier und Asyl der bolschewistischen Sendlinge der ungarischen Räteregierung, denen die Wiener Staatspolizei, die ohne Anwendung von Brachialgewalt die Kaserne nicht betreten konnte, derart nichts anzuhaben vermochte. Das Bataillon wurde zur Vorhut des bolschewistischen Heeres, das nach den Plänen der Budapester Räteregierung in Deutschösterreich einmarschieren sollte, um auch hier die Diktatur des Proletariates aufzurichten. Das Bataillon hatte an den blutigen Zusammenstössen, die sich im Gefolge kommunistischer Versammlungen und Demonstrationsumzüge ereigneten, starken Anteil.

Die maßgebenden Stellen der Regierung waren allerdings bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine gründliche Reinigung der Volkswehrformationen von allen unlauteren Elementen und die eheste Unschädlichmachung der roten Garde, des Bataillons 41, notwendig sei, und daß die im Wirbel der Revolutionstage geschaffenen militärischen Machtmittel nur ein Provisorium darstellen, dessen Ersetzung durch eine disziplinierte, wenn auch kleine Wehrmacht unerläßlich sei. Doch schien ein radikaler Eingriff aus einer Reihe von stichhaltigen Gründen nicht ratsam. Zunächst war